




DANKE, DASS DU DICH FÜR *SMITH*  
ENTSCHIEDEN HAST.  
KANNST DU JETZT BITTE WIEDER GEHEN?

Schwaches Tageslicht fällt durch die halb geschlossenen Jalousien und kitzelt mich im Gesicht. Es ist sechs Uhr morgens. Und dank des Jetlags liege ich seit zwei Stunden wach. Die Bettdecke bis zur Nase gezogen, wechsele ich zwischen An-die-Decke-Starren und Lesen hin und her, lausche dabei Dads gleichmäßigem Schnarchen. Irgendwann seinen polternden Schritten, die ungewöhnlich früh das Holz der Treppenstufen zum Knarzen bringen. Ich warte noch einen Moment, bis ich das vertraute Gluckern der Kaffeemaschine höre, klebe dann vorsichtig einen rechteckigen Post-it an eine meiner liebsten Stellen in *Sturmhöhe* und bette das Buch zugeklappt auf meinen Nachttisch.

An Schlaf ist nicht mehr zu denken, also drehe ich mich stöhnend um und ignoriere dabei den lauten Protest der Matratze. Ich fühle mich alles andere als ausgeruht, nur ein einziger Gedanke bringt mich überhaupt dazu, das warme Bett freiwillig zu verlassen: Nach zwei Monaten schmerzhafter Abstinenz fahren wir heute endlich wieder in den Laden.

Kaum bin ich aufgestanden, löst hektische Aufregung die Müdigkeit ab. Ich greife nach den erstbesten Sachen in meinem Schrank, ohne darauf zu achten, ob sie überhaupt zusammenpassen, laufe nach dem Zähneputzen eilig die Treppe hinunter, drehe mir gleichzeitig die Haare zu einem unor-



dentlichen Dutt und überspringe die letzten beiden Stufen. Anschließend werfe ich einen flüchtigen Blick in die Küche und kann mich gerade noch bremsen, bevor ich beinahe mit Dad im Flur zusammenstoße.

»Du bist schon wach?« Er stellt seine Lieblingstasse mit unterschiedlichen London-Motiven fahrig auf der Garderobe ab, sieht genauso erschrocken aus wie ich. »Hast du was vor?«

»Wir wollten in den Laden fahren«, erwidere ich irritiert. »Ich dachte nur, je früher, umso besser?«

Dad runzelt die Stirn, als ich keine Miene verziehe. »Möchtest du nicht zuerst frühstücken? Es ist nicht mal halb sieben.«

»Keinen Hunger.« Ich schlüpfte in meine Wanderschuhe, reiße meine Jacke vom Kleiderhaken und werfe sie mir über.

»Ems.« Dad versperrt mir den Weg zur Haustür. »Mach mal langsam. Wär mir recht, wenn wir bisschen später fahren. Und du erst mal hierbleibst, bis ich zurück bin.«

Ich höre gar nicht richtig zu, versuche immer noch, mich an ihm vorbeizudrängeln, als mein Blick erst auf Dads Wanderstiefel fällt, dann auf den Gürtel, den er sich um die Hüften geschnallt hat: Bärenabwehrspray, ein Messer; fehlt bloß noch die Waffe und seine Jagdausrüstung wäre vollständig ... Erschrocken blicke ich auf und entdecke in seinem angespannten Gesicht den Grund, weshalb er so früh auf den Beinen ist.

»Dad?! Was hast du vor?«

»Ich unterstütze die Ranger bei der Suche nach Leah.«

»Ich dachte, der Chief hat eindringlich davor gewarnt? Außerdem warst du seit einem Jahr nicht mehr im Wald!« Meine Stimme schießt mehrere Oktaven höher, überschlägt sich vor Panik. Um genau zu sein, ist es vierhundertvierundfünfzig Tage her, seit Dad das letzte Mal seine Wanderstie-

fel angezogen und die Jagdwaffe geschultert hat. Der Tag seines Herzinfarkts.

»Stell dir vor, du wärst da draußen. Ich bin das Leahs Vater schuldig. Er war Familie.« Dad streicht sich über die müden Augen. »Ich kann nicht einfach hier rumsitzen und warten, ob das Mädchen wieder auftaucht.« Als sein Blick erneut auf mich fällt, ist er wachsam. Die verräterische Falte auf seiner Stirn ist mir mehr als vertraut. »Ich kenn mich in den Wäldern aus, Ems. Versprich mir einfach, dass du im Haus bleibst.«

Ich kann ihm nicht antworten. Denke an Leah. Dann an Tom. An Dad.

»Warte bitte, bis Tom dich abholt, bevor du in die Berge gehst«, mahnt er weiter. »Wir sehen uns in ein paar Stunden im Laden, okay?«

»Okay«, erwidere ich schwach. Der Kloß in meinem Hals verhindert beinahe das Atmen. Ich will Dad aufhalten, aber mir ist so übel, dass mir nichts einfällt. »Pass bitte auf dich auf, Dad«, füge ich daher nur flüsternd hinzu.

»Immer.« Er geht hinaus in den anbrechenden Morgen und schließt die Tür hinter sich.

Sobald er außer Sicht ist, ziehe ich mein Handy aus der Jeanstasche. Am liebsten hätte ich mir den Kopf zwischen die Knie gesteckt und meine Arme fest um die Hüften geschlungen. Stattdessen beschließe ich, auf Dad zu hören, und lenke mich ab. Ziellos scrolle ich durch Instagram und bleibe bei einem Bild von Leah hängen, das sie am Tag ihres Verschwindens hochgeladen hat. Es ist drei Jahre alt. Ich kenne die Aufnahme, weil ich sie von ihr gemacht habe. Damals ging Leah noch in meine Klasse; wir waren gut befreundet. Auf dem Bild trägt sie ein strahlendes Lächeln im Gesicht und einen

glänzenden Ring in ihrem linken Nasenflügel, frisch gestochen. Die Hände hat sie in die schmalen Hüften gestemmt, den Kopf leicht schief gelegt. Die schwarzen samtene Haare hatte sie sich damals selbst mit der Küchenschere bis auf Höhe der Ohren abgeschnitten. Ich bin dabei gewesen, als sie Tom beides beichtete. Er ist ausgerastet vor Wut, aber letztendlich hat er ihr verziehen. Wie er ihr jeden Mist durchgehen lässt, den sie seitdem gebaut hat.

Unter dem Bild stehen lediglich zwei Worte, keine Hashtags: *Live Free*. Das passt zu Leah; ihre Freiheit ist ihr im Moment wichtiger als die Gefühle der Menschen, die sich um sie sorgen.

Es darf einfach keinen Zusammenhang zwischen dem Schrei und Leahs Verschwinden geben. Sie hat sich sicher einmal mehr dazu entschieden, den Kopf freizukriegen. Tom nennt es immer so; in Wirklichkeit nimmt sie hin und wieder Drogen und hängt ausnahmslos mit den falschen Leuten herum. Vielleicht ist es diesmal genauso; und die zwei Typen, mit denen sie gesehen wurde, sind *Freunde*.

Automatisch springen meine Gedanken zu Dad. Der jetzt auch dort im Wald ist, geschwächt von seinem Herzinfarkt. Ich zucke zusammen und fühle mich nicht mehr wohl in dem plötzlich viel zu engen Haus. Alleine und hilflos.

Als der Drang, hinaus an die frische Luft zu flüchten, nach einer Weile beinahe übermächtig wird, renne ich in die Küche, reiße den fast leeren Kühlschrank auf und krame so lange darin herum, bis ich die Zutaten für ein Omelette zusammenhabe. Dann schmeiße ich alles in eine Pfanne und ignoriere meine zitternden Finger. Vor allem jetzt, wo sich die Sonne allmählich vor die düsteren Nachtwolken schiebt, Schatten auf der Arbeitsfläche umhertanzen, wächst mein

Unbehagen zunehmend. Und die Angst gewinnt mehr und mehr die Oberhand über die Hoffnung.

Wem mache ich etwas vor? Leah ist im Wald verschwunden, ob sie die Typen nun kennt oder nicht, der Schrei, den die Wanderer gehört haben wollen ... Ich schlucke und schaue aus dem Fenster in den perlgrauen Morgen, als würde dort draußen auf den laubbedeckten Gehwegen irgendjemand stehen und *mich* beobachten.

Fahrig schiebe ich die Pfanne auf der zerkratzten Herdplatte hin und her, ziehe gleichzeitig das Handy aus der Hosentasche und lege es auf der Arbeitsfläche ab. In Rekordzeit schnipple ich den Käse und werfe ihn unbedacht zu den Eiern.

»Reiß dich mal zusammen«, beruhige ich mich selbst.

Ehe die Eier fertig gebraten sind, schiebe ich die Pfanne auf die Anrichte und esse die Ei-Käse-Matsche direkt daraus. Kein Wunder, dass ich mir prompt den Mund verbrenne. Obwohl ich übertrieben gleichmäßig kaue, mit den Fingern immer wieder gegen die Schläfen presse, löst sich die Anspannung nicht, wird nur noch schlimmer.

Ich zwinge mich dazu, tief durchzuatmen, während ich mich auf der Anrichte abstütze und meinen Blick die in die Jahre gekommenen Holzschränke entlanggleiten lasse. Als ich gerade den letzten Bissen nehme, leuchtet mein Handybildschirm hell auf:

Schon wach, Miss Salvatore?

Steh vor Ihrer Tür und warte.

Hektisch räume ich das Geschirr in die Spüle, und während ich noch dabei bin, das Haarchaos auf meinem Kopf unter Kontrolle zu bekommen, verdrängt Erleichterung allmählich